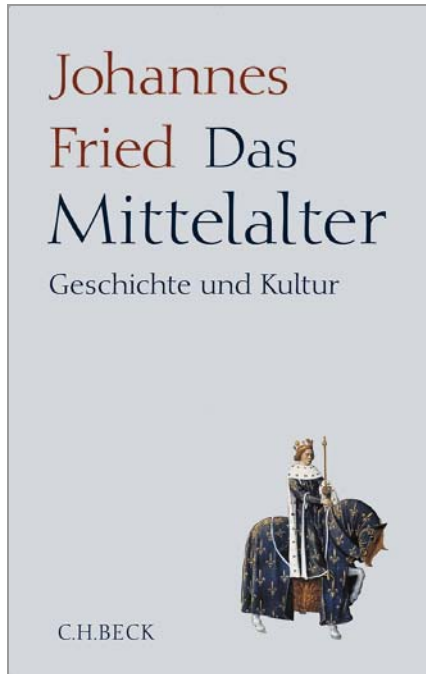


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Johannes Fried**  
**Das Mittelalter**  
Geschichte und Kultur

580 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-57829-8

## Boethius und der Aufstieg Europas

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck

Er war der gelehrteste Mann seiner Zeit und fiel unter den Händen des Henkers. Er entstammte einer der vornehmsten senatorischen Familien Roms, war Patricius und Konsul und Minister am Hof des (Ost-)Gotenkönigs Theoderich in Ravenna gewesen und wurde gleichwohl Opfer dieses Barbarenherrschers, der selbst und dessen Reich den Sturz seines Ministers nicht lange überdauern sollten. Zeitgenossen sahen diesen Tyrannen in den Ätna, die Hölle, entrückt und dann und wann als wilden Reiter wiederkehren, um Unheil zu verkünden. Theoderich aber endete im Jahr 526. Die Gründe des Ministersturzes entziehen sich der Überprüfung. Ein Schuldbeweis wurde nie geführt. Nur das Mißtrauen des Königs hatte den Römer zu Fall gebracht. Ein schlimmes Fehlurteil, das der Gote umgehend, wenn auch zu spät bereut haben soll.

Und dennoch: Welch ein Triumph! Diesem Mann, Anicius Manlius Severinus Boethius, schuldet das Abendland den Aufbruch in seine Vernunftkultur. Sie mag segensreich oder fluchwürdig erscheinen. Boethius hatte dem lateinischen, mit dem Griechischen nicht vertrauten Westen neben manch anderen Gaben die Übersetzung einer der wirkmächtigsten Lehrschriften hinterlassen, nichts Geringeres als die Anleitung zum Gebrauch der Vernunft. Dieses schmale Büchlein, ein Heft nur, die ersten drei Stücke aus dem «Organon» des Philosophen Aristoteles, boten eine Hinführung auf das erlernbaren Regeln unterworfenen, mithin überprüf-, korrigier- und nachvollziehbaren logischen, dem Kausalitätsprinzip folgende Denken. Die knappen Texte gaben, im rechten Augenblick, in dem der Vernunft verfallenen 10. Jahrhundert wieder entdeckt, ein Rüstzeug an die Hand, dessen Wert in Gold nicht aufzuwiegen war. Sie begleiteten das Mittelalter für lange Jahrhunderte, prägten seine Schüler von Schottland bis Sizilien, von Portugal bis Polen, und ermöglichten die abendländische Wissenschaft. Nicht Kaiser und Könige ha-

ben Europa groß gemacht, sondern der auf dieser Übersetzung gründende kategoriale Denkstil, der Gebrauch der ihm folgenden Vernunft.

Boethius selbst fügte eigene Schriften hinzu, vor allem eine knappe Darstellung der «Unterscheidungen», den *«Liber de divisione»*, der sich der systematisch einteilenden, logisch «dividierenden» Ordnung der Welt und der souveränen Orientierung in ihr zuwandte. Ein ebenso kurzer Traktat zur Arithmetik und Ausführungen zur Musik ergänzten die literarische Hinterlassenschaft des Römers, die beide gleichfalls ältere griechische Werke heranzogen und der künftigen Entwicklung des Westens die Richtung wiesen. Grundlegende Begriffe wie «Prinzip», «Subjekt» oder «Substanz» gelangten durch Boethius in die europäische Wissenschaftssprache. Nicht, daß er sie erfunden hätte, aber daß er sie verwandte und beispielhaft den Umgang mit ihnen lehrte, war für die Zukunft entscheidend. Er erinnerte daran, daß Wissen kein Ausfluß des zu Erkennenden sei, sondern dem Erkenntnisvermögen des denkenden und erkennenden Subjekts unterliege. Boethius hatte zudem, wie es scheint, den Begriff des «Quadrivium» geprägt, der im Unterschied zum «Trivium» der Grammatik, Rhetorik und Dialektik, die vier mathematisch-arithmetischen Disziplinen im Kanon der «freien Künste» vereinte.

Im Kerker aber, so will es die Tradition, nach schwerster Folter, in den wenigen Monaten vor der Hinrichtung, verfaßte Boethius sein Hauptwerk, den «Trost der Philosophie». Dieses schmale, gedankentiefe Büchlein bezeugt ein letztes Aufleuchten antiker Bildung vor deren endgültigem Verglühen. Mittelalter und Neuzeit haben es hundertfach abgeschrieben, wieder und wieder gelesen, haben es kommentiert, nachgedacht, früh dem Druck übergeben; seinetwegen begegnete der Visionär Dante dem Römer im Sonnenhimmel des Paradieses gemeinsam mit den größten christlichen Geistesheroen, mit Thomas von Aquin, Albertus Magnus, Beda Venerabilis, mit Salomon und anderen herausragenden Weisen (Par. X, 124–9). Bis in unsere Zeit, bis zu den «Moabiter Sonetten» Albrecht Haushofers, eines Mordopfers der braunen Diktatur, klang es fort. Gleichwohl, dieser «Trost» hatte auf alles spezifisch christliche Gedankengut verzichtet und sich allein mit der neuplatonischen Tradition begnügt, in der sein Autor stand.

Der Gefangene führte einen inneren Dialog. Die bedrängte Seele löste sich im Gespräch mit Philosophia und Fortuna, mit Weisheitsliebe

und Glück, aus allen Fesseln; die Meditation über das Vorwissen Gottes, über Prädestination, über «Intention», «Ratio», Affekt und menschliche Willensfreiheit, über «Zufall» und «Notwendigkeit» und über die wahre Glückseligkeit ließ alle Not vergessen. Irdischer Reichtum und Erfolg oder Ruhm unter den Menschen verflüchtigten sich nun, allein in Gott und (in gut neuplatonischer Manier) im befreienden Aufstieg zur Gottesschau war Seligkeit zu finden. «Nicht vergebens sind die Hoffnung auf Gott und die Gebete ... Dringlich ist Wahrhaftigkeit; denn ihr handelt», so mahnte der Totgeweihte abschließend mit den Worten der Philosophie seine Leser, «unter den Augen des alles sehenden Richters». Boethius schlug Themen an, die auf Jahrhunderte und über ein Jahrtausend die Christenheit bewegten, fort und fort variiert und weitergedacht wurden und die – wie etwa sein Verweis auf die Willensfreiheit – noch in der Gegenwart des 21. Jahrhunderts nichts an Bedeutung verloren haben.

Das Werk des Römers war ein sprachliches Wunder. Es bot Stoff und Form, lieferte literarische Vorbilder, musikalische und rhythmische Muster, führte die Schönheit antiker Metren vor Augen, die den mittelalterlichen Poeten zur Unterweisung dienten und zum Vorbild gerieten:

*Ó qui pérpetuá mundúm ratióne gubérnas  
Térrarúm caelíque satór, qui témpus ab aévo  
Íúre iubés stabilísque manéns das cúncta movéri...*

«Der du das Weltall in stetiger Ordnung lenkst und regierest, / Schöpfer von Himmel und Erde, der du dem Zeitlauf auf ewig / machtvoll gebie-



Abb. 1: Boethius und Philosophia unterhalten sich im Kerker. Zeichnung aus einer Sammelhandschrift der Zisterze Aldersbach (um 1200), München, Bayerische Staatsbibliothek. clm 2599, fol. 106v

test, selbst unbewegt gibst, daß sich alles bewegt...». So beginnt einer der berühmtesten, immer wieder nachgedichteten «Rhythmen» der Trostschrift. Sie gemahnte an die Einheit von Wissenschaft und Leben und drängte durch ihre neuplatonische Haltung zum Disput zwischen Theologie und Philosophie. Die Kluft, die im Verlauf des Mittelalters und der Neuzeit Vernunft und Glauben immer weiter auseinander treiben sollte, begann sich zu öffnen. Der Angelsachse Alkuin vermittelte das Werk dem Hof Karls des Großen und dem Frankenreich, wo es seitdem zu wirken begann. Boethius habe, so konstatierte ein St. Galler Mönch schon im 10. Jahrhundert, «eher philosophisch als katholisch gelehrt»<sup>1</sup>. Doch der Stimulus seiner Tröstung reizte das Abendland zur Auseinandersetzung mit den speziellen theologischen Schriften dieses Mannes – «Über die Trinität» und anderes –, die, schon im 9. Jahrhundert bekannt, den Durchbruch des 12. Jahrhunderts zur Theologie als rationaler, vernunftgeleiteter, nach den Hohen Schulen verlangender Wissenschaft einleiteten. Er war «der größte lateinische Philosoph», wie damals Peter Abaelard, selbst einer der Großen, Boethius pries<sup>2</sup>.

Dieser Mann war der letzte spätantike Neuplatoniker von Rang. Mit ihm und seinem Zeitgenossen Cassiodor versank eine Welt. Der einstige Reichtum an Philosophenschulen, Bildungseinrichtungen und Religionen, den Antike und Spätantike auch im lateinischen Westen des römischen Reiches vorzuweisen hatten, war aufgezehrt. Die meisten Schulen hatten ihre Gönner verloren; selbst die Athenische Akademie, Platons einstige Wirkungsstätte, wurde eben geschlossen. Das letzte Aufflackern hatte die byzantinische Restauration in Afrika, Italien und Spanien zum Erlöschen gebracht. Stoa, Aristotelismus, Neupythagoräertum, Mystizismus, Skeptizismus, Mysterienreligionen, Mithras- und Dionysos-Kult oder Manichäismus, um nur die wichtigsten zu nennen, waren verboten, verstummt, abgestorben und fremd geworden. Die wenigen Literaten befließigten sich eines eher schwülstigen als klaren Stils. Die Kunst erstarrte im Formalismus der Ikonen. Geblieben waren allein das Christentum, seine Kirche und seine Häresien. Es konnte trotz wachsender Feindschaft und Gegnerschaft seine jüdischen Wurzeln und heidnischen Adaptationen nicht verleugnen. Geblieben aber war das Judentum selbst, das sich in der Diaspora mit seiner mannigfachen Umwelt auseinandersetzen mußte und sich in «Sefarad» und

«Aschkenas» zu scheiden begann. Allein im Osten, in Byzanz und der von dort geprägten arabischen Koine, überdauerte das eine oder andere antike griechische Wissensgut aus Philosophie, Medizin, Kosmologie oder Geographie, und nur dort wurden griechische Originaltexte oder ihre arabischen Übersetzungen überliefert und für die Nachwelt gerettet.

Die Kirchenväter des lateinischen Westens, zu denen Boethius – obgleich Christ – gewöhnlich nicht gerechnet wird, gebärdeten sich keineswegs als Philosophen, auch wenn sie eine grammatische oder rhetorische Bildung genossen oder gar – wie Augustinus oder Hieronymus – eine Rhetoren- und Advokatentätigkeit angestrebt hatten. Sie entwickelten in Auseinandersetzung mit dem biblischen und neutestamentlichen Offenbarungswissen und mitunter in erklärter Gegnerschaft zu den alten Bildungsprogrammen einen eigenen Literaturtyp, der sich in Apologien, exegetischen und paränetischen Werken, in Predigt- und Erbauungsschriften manifestierte, nicht im wissenschaftlichen Forschen und Experimentieren. Ihre Sprache, ihr Wissen, ihr Denken, ihr Glauben prägten die Normen der kommenden Jahrhunderte. Zuletzt predigten sie einen literarischen «Simplismus», der nichts mehr von den überlieferten Bildungsinhalten wissen wollte. Die grandiosen Dichter, die immerfort den heidnischen Götterhimmel evozierten, waren lange Zeit verpönt. Was hatte Christus schon mit Jupiter zu schaffen! So stöhnten oder schalten vielmehr die Christen. Die mißachteten Verse eines Vergil, Ovid oder Horaz mußten später in mühseliger Sammelarbeit aus den verstreuten Relikten antiker Bibliotheken aufgespürt und abgeschrieben werden, bevor sie seit dem 10. Jahrhundert Einfluß auf die Sprache der mittelalterlichen Literaten und Dichter, einer neu aufblühenden Renaissance zu nehmen vermochten.

Ein dünnes Bildungsprogramm floß aus der Spätantike ins Mittelalter hinüber, ein Rinnsal, das wenig mit sich führte. Vier, fünf Bücher, mehr waren es nicht; deren frühestes läßt sich ohnehin nur noch erschließen: Ein um 400 entstandenes «christlich überformtes Schulbuch» zu den «Artes», das allein Benutzungsspuren bei Hieronymus und Augustinus, dann bei Cassiodor und in verstreuten Exzerpten erahnen lassen<sup>3</sup>. Der hl. Augustinus hatte immerhin mit seiner seit der Karolingerzeit wieder und wieder gelesenen Schrift «De doctrina christiana» die Grundlegung

einer an der Heiligen Schrift ausgerichteten Wissenschaftstheorie geliefert und damit die «freien Künste» gerechtfertigt; so wichtig es war, es war bei weitem nicht genug. Der Bischof von Hippo Regius in Nordafrika lenkte hier die Aufmerksamkeit auf die «Dinge» und ihre «Zeichen», auf die Semiotik also, auf Verstehen und Aussage. «Die Dinge werden durch Zeichen erlernt» (I,2.2.4). Mittelalterliche Text- und Weltdeutungen zeigten sich von diesem Werk imprägniert. Erst seit dem 12. und 13. Jahrhundert werden sich neue, nämlich aristotelisch getönte Lesarten des Wissens durchsetzen. Neben Augustin vermittelte das im Vergleich zu seinen erkennbaren Vorlagen erheblich verkürzte und sachlich vereinfachte Lehrbuch des Cassiodor, in vielen hochmittelalterlichen Handschriften überliefert, ein christliches Bildungsprogramm und eine mehr als knappe Übersicht über die Disziplinen. Seine «Institutionen» umrissen mit wenigen Sätzen jede einzelne der «freien Künste», die jetzt – abweichend von älteren Schulbüchern – auf sieben begrenzt waren. Endlich besaß das Mittelalter noch einen weiteren, den umfassendsten Abriß des antiken Bildungskanons, über den es dann verfügen sollte; ihn hatte Martianus Capella im 4. oder 5. Jahrhundert in Verse gebracht als Hochzeitsgabe zur Vermählung der Philologie mit Merkur: «*De nuptiis Philologiae et Mercurii*». Diesen allegorisch verpackten artistischen Grundkurs liebte das Mittelalter über alles und erhob ihn nach der Wiederentdeckung der einzig noch erhaltenen Handschrift im 9. Jahrhundert zu einem seiner grundlegenden Schulbücher.

Europa war, als Boethius Opfer der Intrige und des Mißtrauens wurde, ein Konglomerat einst blühender, nun dem Niedergang preisgegebener Provinzen. Die antiken Kulturen – Athen und Rom – waren alt und schwach geworden, sanken in sich zusammen. Vor gerade einem Jahrhundert hatte Alarich Rom erobert (410) – seit mehr als siebenhundert Jahren zum ersten Mal; es war ein Schock und ein Symbol. Noch zwei weitere Triumphe plündernder Barbaren sollte die Stadt im 5. Jahrhundert erdulden. Doch «was bleibt heil, wenn Rom fällt?» So besorgte sich weitblickend schon beim ersten Mal Hieronymus im fernen Palästina (ep. 123). Damals griff Augustin zur Feder, um mit seiner Apologie gegen den Untergang anzuschreiben. Sie geriet zum umfassenden Entwurf christlicher Heilsgeschichte, wirksam bis heute: «*De civitate Dei*». Nicht, wie von den letzten Heiden behauptet, die Vernachlässigung des

Götterkultes habe Rom gestürzt, vielmehr das eigene Versagen der Römer. Von dieser Einsicht wollten freilich die Humanisten ein Jahrtausend später, im 15. Jahrhundert, nichts mehr wissen. Sie schoben alles auf die erobernden Goten.

Wohin man sah: Krieg und wieder Krieg überzog das Land, im Osten wie im Westen. Die großen Städte, auch die *Roma aeterna*, das «ewige Rom», und ihre öffentlichen Bauten fielen in Trümmer. Der Marmor der antiken Paläste und Tempel, der Götter- und Heroenstatuen wanderte mit der Zeit, soweit er nicht dem Neubau von Kirchen gedient hatte, in die Kalköfen der immer mühseliger ihr Dasein fristenden Bevölkerung. Kein Kulturbruch machte den Leuten zu schaffen, vielmehr bittere Not, die alle Kultur reduzierte und zerstörte. Hunger und Angst raubten den Sinn für das Schöne, für das «goldene Rom», wie es die großen Poeten besungen hatten. *Roma fuit*, Rom ist vergangen, skandierte im 11. Jahrhundert Hildebert von Lavardin, einer der achtbaren Dichter seiner Zeit, im Anblick der Ruinen und Trümmer der Stadt am Tiber; doch ließ er sie, versunken in die Betrachtung ihrer noch vorhandenen Bauten, ihrer noch sichtbaren Kunstwerke, staunend und bewundernd neu erstehen: Nichts komme ihr gleich: *Par tibi, Roma, nihil*. Zunächst freilich regierten Barbaren in weiten Teilen des schrumpfenden, hinfalligen Imperium Romanum. Die letzten Kräfte raubte die Pest, die im sechsten Jahrhundert wütete und Menschen und Städte, Leben und geistige Kultur dahinflaßte.

Archaische, germanische Idiome sprechende Gruppen und Kleinverbände, der kulturellen Vielfalt der Mittelmeerwelt nicht gewachsen, verschmolzen erst im Schatten Roms und auf seinem Boden zu Völkern, zu Goten, Franken oder zu Langobarden, um sich dort mühsam seiner Schätze und Institutionen, seiner Werte, der Relikte seiner geistigen Hinterlassenschaften zu bemächtigen. Mit ihnen brach eine schriftlose, ganz der Mündlichkeit hingeebene Kultur über die hochliterate Alte Welt herein, die ihnen nichts entgegenzusetzen hatte, vielmehr zunehmend auf sie angewiesen war. Was diese Barbaren mit sich brachten, lassen moderne Untersuchungen erahnen, die im 20. Jahrhundert bei schriftlosen Völkern durchgeführt wurden. Ein eher additives als subordinatives Denken war da zu registrieren, das aggregativ und repetitiv, nicht analytisch vorging, das sich im wesentlichen situativ, nicht ab-

strakt seine Lebenswelt aneignete, sie nicht systematisch und nach Kategorien ordnete und sich vielmehr bevorzugt an das Vertraute und Überlieferte hielt<sup>4</sup>. Mit aller Vorsicht lassen sich diese Beobachtungen auf die sog. Völkerwanderungszeit und das frühe Mittelalter übertragen. Es bedurfte intensiver Lernprozesse, die sich angesichts schwieriger Kommunikationsbedingungen länger hinzogen als vergleichbare kognitive Aneignungen heutigentags, um diese ohnehin umwälzenden Transformationen ausgesetzten Gesellschaften an die spätantike Hochkultur heranzuführen. Ihr traditionales Wissen, ihre geistige Konstitution dürften, wie moderne kulturvergleichende entwicklungspsychologische Untersuchungen anzunehmen nahelegen, fürs erste ungeeignet zur Fortführung der hochentwickelten Zivilisation und verfeinerten Lebensformen der römischen Welt gewesen sein.

Doch sie, diese Fremden, brachten den Willen aller Barbaren mit, die Hochkulturen überwältigten, es den Besiegten gleich zu tun – so wie es von dem (West-)Gotenkönig Athaulf in der Tat überliefert wird. Er hatte gleich seinem Schwager und Vorgänger, dem berüchtigten Alarich, der Rom im Jahre 410 erobert und alsbald im Busento (bei Cosenza) sein Grab gefunden hatte, Westrom in arge Bedrängnis gebracht. Doch kehrte er dem geplünderten Italien den Rücken, um über Spanien ins kornreiche Afrika zu ziehen. Das Unternehmen endete freilich schon in Gallien und Nordspanien; Toulouse wurde Zentrum eines sich nun verfestigenden Westgoten-Reiches.

Athaulfs Krieger sahen sich, durch lange Wander- und Kriegszüge der Feldarbeit entwöhnt, nicht in der Lage, die verwüsteten Felder zu bestellen. Das Volk litt Hunger und Not. Mit dem Schwert in der Faust heischte der König Hilfe vom Kaiser, die widerwillig zugesagt, doch nicht erfüllt wurde. Die Goten griffen erneut zur Selbsthilfe, arrangierten sich mit der Provinzbevölkerung, und Athaulf nötigte die in seine Hand gefallene Kaisertochter Galla Placidia (die später in der Kaiserstadt Ravenna in einem noch heute zu bewundernden Sarkophag bestattet werden sollte) zur Ehe. Aus der Hochzeitsrede wird der Spruch überliefert: Er, Athaulf, habe brennend danach verlangt, den römischen Namen auszulöschen und das Römerreich zu einem Gotenreich zu machen; doch dann habe er erkannt, daß die zügellose Wildheit (*effrenata barbaries*) der Seinen sich den Gesetzen nicht unterwürfe, daß ohne Gesetze

aber kein Gemeinwesen bestehen könne, und so trachte er nun danach, das Reich wiederherzustellen, den Römernamen wieder zu erhöhen und als Begründer römischer Erneuerung (*Romanae restitutionis auctor*) in die Geschichte einzugehen. Überliefert freilich ist der Spruch auf Lateinisch, nicht in Athaulfs gotischer Sprache; und in der Tat, er klang römisch<sup>5</sup>. Was Athaulf tatsächlich sagte, was er von «Rom» verstanden und wie er sich dabei ausgedrückt haben mochte, das alles entzieht sich genauerer Nachprüfung.

Dennoch: Rom erneuern – das war das Motto der kommenden Jahrhunderte und des gesamten mittelalterlichen Jahrtausends; die Renaissance des 14./15. Jahrhunderts vollendete nur, was damals begonnen hatte; und über das Westgotenreich rettete sich in der Tat wertvolle Hinterlassenschaft der Antike. Was Athaulf erwogen haben soll, galt für die anderen Barbarenkönige nicht minder. Immer wieder, in zahllosen Varianten wurde es vorgetragen und zu realisieren unternommen – in Rom selbst von Päpsten und Bürgern, von Ketzern und Aufrührern, und außerhalb der ewigen Stadt von Kaisern und Kommunen, von Gelehrten und Dichtern. Ein breiter Strom von Erneuerungsplänen, -hoffnungen und -wünschen verband die Antike mit allen mittelalterlichen Jahrhunderten. Erst die Neuzeit nahm Abschied von derart restaurativen Ideen.

Zunächst freilich, als Boethius erdrosselt wurde, galt es zu retten, was noch zu retten war. Einer derer, die sich dieser Aufgabe verschrieben, hieß Cassiodor. Auch er, Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus, war ein römischer Aristokrat, entstammte der illustren Gens Aurelia, war Konsul und Minister am Hof des großen Gotenkönigs. Irgendwie war er in den Untergang des Boethius verstrickt, doch entging er der Vernichtung, wie er auch das Ende des Gotenreiches durch rechtzeitigen Rückzug ins beschauliche Landleben nach seiner Gründung «Vivarium» in Kalabrien überlebte. Der Ort, nach seinen Fischteichen benannt, war eine Art Kloster, wo Cassiodor die Mitbrüder zum fleißigen Abschreiben vor allem christlicher Texte ermunterte. Es darf als eine der großen Rettungsaktionen für das Weltkulturerbe gelten, ohne die heute die Welt unbeschreiblich ärmer wäre. Cassiodors eigenes literarisches Werk besaß durchaus Gewicht. Als «Sekretär» des Königs verfaßte er dessen offizielle Schreiben. In zwölf Büchern hat er sie, diese «*Variae*», gesammelt und für die Nachwelt überliefert; deshalb wissen wir heute so viel über diesen übri-

gens in Konstantinopel erzogenen Gotenkönig. Hinzu kam das schon erwähnte Lehrbuch der «freien Künste» (*«Institutiones divinarum et saecularium litterarum»*), eine wenig bedeutende Weltchronik sowie eine Gotengeschichte, die zwar als verloren zu gelten hat, aber vermutlich in wörtlichen oder sinngemäßen Auszügen in der *«Getica»* des wohl eine Generation jüngeren Jordanes wenigstens partiell überliefert ist. Von Bedeutung war indessen Cassiodors Kirchengeschichte (*«Historia tripartita»*), die er zwar gleichfalls aus spätantiken, griechischsprachigen Geschichtsschreibern kompilierte, die aber dem Mittelalter damit ein Korrektiv zur üppigen Legendenbildung an die Hand gab.

Es ist wenig, nahezu nichts über die Vorgeschichte der Goten bekannt. Ihre Herkunft aus Skandinavien, wie sie erstmals bei Jordanes (und vermutlich schon bei seinem Gewährsmann Cassiodor) zu lesen stand, wird heute gewöhnlich verworfen; statt dessen wird die Entstehung des Volkes und seines Königtums aus heterogenen, nicht nur germanischsprachigen und nicht nur europäischen Elementen in den Regionen der nördlichen Schwarzmeerküste zwischen unterer Donau und unterem Dnjepr und nördlich der Krim wohl erst im Verlauf des dritten Jahrhunderts erwogen, geschehen unter dem Druck asiatischer, nach Westen drängender Steppenvölker, vielleicht schon unter römischem Einfluß. Der Vorstoß der Hunnen zwang diese Goten, ihrerseits weiter nach Westen auf römisches Gebiet auszuweichen. Und die Not machte sie gefährlich. Im Jahr 378 schlugen sie, die «den Krieg liebten» (wie ihr Bischof Ulfilas von ihnen gesagt haben soll<sup>6</sup>), unter der Führung ihres Königs Athanarich in der Schlacht von Adrianopel ein römisches Heer mit dem Kaiser Valens an der Spitze vernichtend; der Kaiser fand den Tod.

Doch wo Gefahr droht, winkt das Rettende auch. Die Römer hatten schon seit dem früheren 4. Jahrhundert christliche Missionare zu ihnen gesandt; dieselben muteten den zu Bekehrenden ein grundstürzendes Umdenken zu, die Akkomodation an fremde Welten, Werte, Wahrnehmungs- und Denkweisen. Die Barbaren aber nahmen die Herausforderungen durch das Unbekannte an. Im Gotenvolk setzte sich tatsächlich nach gewissen Widerständen seitens der Heiden das arianische Bekenntnis durch. Ein erster Romanisierungsprozeß wurde damit eingeleitet. Von gotischen Märtyrern ist sogar die Rede. Einer der ihnen, der Bischof Ulfilas, ein Gote aus ursprünglich griechisch-kappadokischer Familie,

übertrug die Heilige Schrift in die Volkssprache – ein ungeheuerliches Unterfangen und ein geniales Werk. Es verlangte Schriftlichkeit für eine bislang schriftunkundige Gesellschaft. Rasche Erfolge standen angesichts der allgemeinen Unsicherheit und Instabilität nicht zu erwarten. Ulfilas stark an das Griechische angelehnte Bibelübersetzung spiegelt denn auch die sprachlichen, semantischen und hermeneutischen Schwierigkeiten der Barbaren, die im Umgang mit der ihnen fremden (Buch-)Religion und deren Theologie zu bewältigen waren, macht die umfassenden Lernprozesse sichtbar, die der interkulturelle Ausgleich verlangte.

Das Himmelreich erschien dem Goten wie ein Königshof. «Barmherzigkeit» stellte seine Leute vor schier unüberwindliche Schwierigkeiten; diese zentrale christliche Tugend wurde (gemäß der lat. *miseri-cordia*) bald mit «armes Herz», bald mit «Freude» oder «Freundlichkeit» wiedergegeben<sup>7</sup>. Erbarmen hatte es da schwer, in die Herzen einzuziehen, die Seele zu ergreifen. Doch wie immer, das kühne Unternehmen, die Ulfilas-Bibel, bietet den ältesten zusammenhängenden Text in einer germanischen Sprache. Überliefert ist sie leider nur fragmentarisch in dem kostbaren «Codex argenteus» (der «silberne Kodex», weil er mit Silbertinte auf Purpurpergament geschrieben wurde) – heute der größte Schatz der Universitätsbibliothek von Uppsala; ein verstreutes Einzelblatt befindet sich in Speyer, während Wolfenbüttel ein bilinguales Palimpsest-Fragment aus dem Römerbrief des Paulus hütet. Sonst haben nur wenige und unbedeutende Schriftzeugnisse dieser Gesellschaft im Übergang zur mittelmeerischen Hochkultur zufällig bis heute überdauert. Übrigens wurde bislang – von knappen Formeln abgesehen – kein «altfränkischer» oder langobardischer Text aufgefunden, von Sprachrelikten der Wandalen ganz zu schweigen. Was sich aus ihrer Zeit erhalten hat, blieb in völliger Abhängigkeit von lateinkundigen Wissenseliten. Erst bei Iren und Angelsachsen, dann durch Karl den Großen sowie unter seinem Sohn Ludwig dem Frommen sollte es anders werden und Zeugnisse der Volkssprachen ihren Weg aufs Pergament finden.

Der lange Zug nach Westen spaltete das Volk in West- und Ostgoten. Wann genau und unter welchen Umständen es geschah, ist ungewiß; im (wiederum nur bruchstückhaft erhaltenen) gotischen Kalender, der inhaltlich noch dem 4. Jahrhundert anzugehören scheint, findet sich nur

das eine «Gotenvolk» (*gutpiuda*). Erst um 400 traten die beiden Gruppen deutlicher auseinander. Jordanes setzte gemäß der politischen Konstellation seiner Gegenwart, doch unzutreffend die Trennung in seiner «Getica» bereits für das dritte Jahrhundert voraus. Der gelehrte Minister Theoderichs des Großen, dem Jordanes auch hierin gefolgt sein dürfte, war ein begabter Erfinder von Vergangenheiten. Verlaß ist auf Cassiodors Konstrukte nicht. So entriß er den Abgründen des Vergessens, wie er sagte – erfand er also, wie anzunehmen ist –, auch das Königsgeschlecht der Ostgoten, die Amaler, die er auf einen Heros Gapt zurückführte, um seinen Herren in der feinen römischen Gesellschaft eine ebenso feine Vorgeschichte und entsprechenden Respekt zu verschaffen.

Die Herausbildung der Ostgoten als eines eigenen Volksverbandes zeichnet sich nur schemenhaft ab. Sie ging mit der Emanzipation aus hunnischer Herrschaft nach Attilas Tod († 453) und der Etablierung in Italien einher, wo Theoderich heimtückisch die Herrschaft des römischen Statthalters Odoaker bei einem Gastmahl durch blutigen Mord beseitigte; dessen Gemahlin ließ er im Kerker verhungern. Der gewaltsame Tod des Boethius (nach einem römisch-rechtlichen Hochverratsprozeß) war kein Einzelfall in der Herrschaftswaltung dieses von der Sage gefeierten Gotenkönigs, der – wie alle Gewaltherrscher – die «Liebe zur Gerechtigkeit» zu seinem Programm erhoben hatte<sup>8</sup>. Doch dürfte auf den gebildeten Römer das Konzept der «Civilitas» zurückgehen, mit dem der Gotenherrscher das Zusammenleben seines nur wenige tausend Köpfe starken Kriegervolkes mit den vom Waffenhandwerk ausgeschlossenen, doch weit zahlreicheren Römern etwa im Hinblick auf Recht, Ansiedlung und Religion zu regeln gedachte<sup>9</sup>. Um die «allgemeine Ruhe» zu fördern, erließ Theoderich ein Edikt, das gleichermaßen für «Barbaren und Römer» gelten sollte, dessen Geltung aber mit der Gotenherrschaft unterging<sup>10</sup>. Manch eine seiner Bestimmungen griff altes römisches Recht auf, manche wirkte höchst modern. Auch Goten wurden nun von der ihnen zuvor unbekanntes Todesstrafe – etwa bei Aufruhr in Volk oder Heer (mit Feuertod: c. 107) oder bei Grabschändung (c. 110) – bedroht. Wer sich zu Falschaussagen bestechen ließ, sollte, gehöre er zur Unterschicht (*humiliores*), den Tod erleiden, werde er der Oberschicht zugerechnet (*honestiores*), sein Vermögen verlieren (c. 91). Freigeborene Kinder, die aus Not von den Eltern verkauft würden, verlören ihre Frei-

heit nicht (c. 94). Kein Freier dürfe ohne richterliche Genehmigung inhaftiert werden (c. 8).

Keines der beiden Gotenreiche auf altem römischem Reichsboden brach aus dem Verband des Imperiums aus, obgleich die Bindungen an den fernen Kaiser in Konstantinopel mit der Zeit immer lockerer wurden. Die Westgoten verteidigten, als die Hunnen unter Attila im Jahr 451 bis nach Gallien vordrangen, in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern gemeinsam mit dem römischen Heermeister Aetius das Land; auf hunnischer Seite kämpfte übrigens ein burgundisches Aufgebot, das aufgerieben wurde und damit den Anlaß für das hochmittelalterliche «Nibelungenlied» geliefert haben könnte, wenn denn das Lied eines bestimmten historischen Anlasses bedurfte. Wenn irgendwo, dann überdauerte auch die literate lateinische Bildung im Reich der Westgoten. Vulgarrömisches Recht (für seine Goten) ließ der König Eurich († 484) in Gestalt des «Codex Euricianus», römisches Recht, die «Lex Romana Visigotorum», sein Nachfolger Alarich II. († 507) im «Breviarium» (für die romanische Bevölkerung seines Reiches) promulgieren; Gesetzbücher entstanden somit auch unter den gotischen Königen. Das in ihnen kodifizierte Recht besaß Geltung bis ins hohe Mittelalter; es trennte die «Römer» von den «Goten» und schuf mit an den für die Entstehung der hochmittelalterlichen Wissenschaft bedeutsamen «Pays du droit écrit»<sup>11</sup>.

Gefahr drohte freilich durch die Franken. Deren kriegerischer König Chlodwig zerschlug in der Tat nach gewonnener Schlacht das Tolosaner Reich und drängte die Goten in den äußersten Süden Galliens, nach Septimanie, und nach Spanien ab (507). Dort entstand ein neues Gotenreich, in dem Toledo für zwei Jahrhunderte das kirchliche und weltliche Zentrum bildete. Ursprünglich Arianer, bekehrten sich die Goten unter ihrem König Reccared († 601) zur katholischen Kirche. Die westgotisch-spanischen Konzile von Toledo bildeten in einer später von der gesamten Kirche angenommenen Weise das antike Kirchenrecht fort. Mit dem Bischof Isidor von Sevilla († 636) brachte das Land den jüngsten der Kirchenväter hervor. Seine Enzyklopädie («*Etymologiae*»), die gleichfalls einen Restbestand an elementarem Schulwissen zu bewahren unternahm, wurde eines der am weitesten verbreiteten Bücher des Mittelalters. Zugleich bezeugen die übrigen Schriften des gelehrten Bischofs eine breitere Kenntnis der antiken Wissenschaftssystematik, wie sie

überhaupt unter den «Westgoten» gepflegt wurde und in ihren Ausläufern in die karolingische Bildungsreform des späten 8. Jahrhunderts einfloß. An die römische Kirche und den Papst bestand – wie übrigens schon in der Spätantike – keinerlei rechtliche Bindung, die gotisch-spanischen Katholiken wahrten vielmehr ihre Eigenständigkeit. Alarich II. hatte bereits in seinem «*Breviarium*» dezidiert, obgleich er in seinem Reich auch die katholische Kirche legitimiert hatte, den Passus über die Unterwerfung dieser Kirche unter den Papst aus seinen Vorlagen übergangen. Erst die Kirchenreform des 11. Jahrhunderts wird Spanien dem Universalepiskopat des römischen Bischofs zuführen.

In diese romferne Kirche sah sich aber das Königtum eingebunden, wovon die bei diesen Goten verbreitete Königssalbung zeugt. Innere Spannungen und Thronstreitigkeiten führten zu einem raschen Zusammenbruch der Gotenherrschaft unter ihrem letzten König Roderich, als im Jahr 711 «Araber», nämlich muslimische Berber, die Meerenge von Gibraltar überschritten. Pestilenz und Hunger hatten das Land schon zuvor heimgesucht. Die Muslime sollen tatsächlich von einer der Parteien ins Land gerufen worden sein; doch lassen die späten, schon legendar überformten Berichte kein sicheres Urteil zu.

Freilich vermochten weder die Ostgoten Theoderichs noch die Nachfolger des Westgoten Athaulf tatsächlich das Erneuerungswerk einzuleiten, das ihnen einst vorgeschwebt haben mochte. Solches gelang vielmehr erst – und auch erst nach Jahrhunderten – den Franken. Ihr großer König Chlodwig, der Zeitgenosse Theoderichs, schuf ein Reich mit Paris im Zentrum, das nach mancherlei Mutationen bis heute in Frankreich fortlebt; und auch die deutsche Geschichte partizipierte an ihm. Chlodwig brachte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ganz Gallien bis zum Rhein unter seine Herrschaft, besiegte die Westgoten und die Alemannen und führte – so will es die Legende – sein Volk, vielleicht nach einigem Schwanken, zur Annahme des katholischen Christentums statt wie die übrigen Völker germanischer Zunge zum Arianismus. Es trug ihm die Unterstützung der Kirche ein und zeitigte eine Wende von grundlegender Bedeutung. So gewiß freilich der Tatbestand von Chlodwigs Taufe ist, so ungewiß sind deren näheren Umstände. Sie verschwimmen – und wen kann es wundern? – im Nebel der Legende.

Auch die «Herkunft» der Franken liegt völlig im Dunkeln. Sie selbst besaßen nicht das geringste Wissen von ihrer Ethnogenese; und seit wann diese Franken sich als «Franken» begriffen, sich emotional zu ihrem Frankentum bekannten, ist vollends ungewiß; vielleicht nannten sie oder bestimmte Gruppen von ihnen sich selbst «Sugambren», ein Name, der bereits vom älteren Plinius bezeugt wird. Ein frühestes Selbstzeugnis – «berühmtes Volk der Franken», *Gens Francorum inclita*, heißt es im jüngsten Prolog ihres ältesten Rechtsbuchs, der *Lex Salica* – liegt erst aus der Spätzeit Chlodwigs († 511) vor und datiert damit zu spät, um viel verraten zu können. Ihr erster Geschichtsschreiber, der Gallorömer Gregor von Tours, der gegen Ende des 6. Jahrhunderts zur Feder griff, glaubte unter Berufung auf heute verlorene Quellen und vielleicht unter dem Eindruck des Langobardeneinfalls nach Italien, sie seien aus Pannonien eingewandert (II,9). Ein dreiviertel Jahrhundert später gefiel sich der sog. Fredegar, ein Franke, in *Mythographie*. Nach ihm entkam sein Volk, Nachkommen des Priamus und Vetter der Türken, gleich den Ahnen der Römer dem brennenden Troja (III,2). Dieser Geschichtsschreiber wußte aber auch, daß sein König Merowech von einem meerentstiegenen Minotaurus gezeugt worden sein soll (III,9); nach diesem eher sagenhaften Spitzenahn trügen sie den Namen «Merowinger». Der Troja-Mythos wurde mit der Zeit immer weiter ausgesponnen, ging nach über einem halben Jahrtausend in die «Grandes Chroniques de France» ein, Frankreichs königliches Geschichtsbuch par excellence, und fand zuletzt noch am Grabmal des Kaisers Maximilian in der Innsbrucker Hofkirche sichtbare Gestalt.

Die Vielfalt der Sagen spiegelt das Dunkel ihrer Herkunft; die Anleihen bei dem antiken Europa-Mythos und bei Vergil aber beleuchten die Akkulturation an die römische und deren Akkomodation an die Barbarwelt. Wahrscheinlich wuchs das Volk aus mehreren Kleinstämmen der taciteischen Zeit zusammen. Der sie einigende «Franken»-Name dürfte ihrer Gemeinschaft, wie derartiges häufiger geschah, im dritten Jahrhundert von den Römern aus zugeflogen sein, die ihn unter Rückgriff auf ein germanisches Wort prägten und ihn sogar auf unterschiedliche Gruppen wie die Salfranken Chlodwigs und die Rheinfranken um Köln ausdehnten. Vermutlich entstand damals durch römische Entwicklungshilfe, zumal Subsidienszahlungen, die den Aufbau einer Gefolgs-

schaft zu finanzieren erlaubten, auch ihr Königtum. Reichtum und Macht gingen vielleicht damals jenes Bündnis ein, das für die weitere Geschichte des Abendlandes so charakteristisch wurde. Die berühmte «Tabula Peutingeriana» – die einzige erhaltene mittelalterliche Kopie (12. Jh.) einer römischen Straßenkarte, benannt nach ihrem einstigen Besitzer, dem Augsburger Humanisten Konrad Peutinger; ihre Vorlage entstammt dem 4., vielleicht erst dem 5. Jahrhundert – verzeichnete die *Francia* noch ausschließlich rechts des Rheins, gegenüber von Xanten. Doch wurden Salfranken bereits um die Mitte des 4. Jahrhunderts als Foederaten des Imperiums links des Stroms im heutigen Brabant angesiedelt, von wo aus sie um 500 unter Chlodwig sich nahezu ganz Galliens bemächtigten. Gewiß konnte dieser König auf die Erfolge seines Vaters Childerich aufbauen, der selbst als König seines Volkes und als römischer Foederat zu Einfluß und Macht gelangt war.

Das Grab des letztgenannten Königs, der im Jahr 481/482 starb, blieb bis ins 17. Jahrhundert ungestört; erst im Jahr 1653 wurde es in Tournai – vielleicht dem ersten Reichszentrum der Salfranken – entdeckt und geöffnet und durch den beigegebenen goldenen Siegelring mit der spiegelbildlichen Namensinschrift identifiziert. Es gibt handgreiflich die Akkulturation des Barbarenvolkes an die römische Welt zu erkennen, verweist aber zugleich auf die Herkunft des Schatzes, der den Grund zur merowingischen Herrschaftsbildung gelegt haben dürfte. Die Funde wurden alsbald publiziert – glücklicherweise, denn 1831 verschwanden sie aus der königlichen Bibliothek in Paris und sind seither verschollen. Napoleon, der unadelige Parvenue und erste Kaiser der Franzosen, hatte sich von ihnen, der angeblichen Mantelzier des allerersten Königs der Franken/Franzosen, für seinen und seiner Gemahlin Josefine Krönungsmäntel inspirieren lassen. J. L. David hielt es wiederholt im Bild fest. Die kostbarsten Grabbeigaben des Merowingers stammten vermutlich aus Byzanz oder aus ostmediterranen Werkstätten<sup>12</sup>. Der Umstand deutet auf vertragliche Beziehungen des Königs zum Kaiser. Nachgrabungen in den 1980er Jahren förderten weitere kulturgeschichtlich aufschlußreiche, insgesamt einzigartige Befunde zutage. Beigesetzt nämlich wurde der Frankenkönig unter einem gewaltigen Grabhügel in einer Holzkammer mit goldgezierten und almandinbesetzten Prunkwaffen, einem goldgezümmten Pferd, weiteren überreichen Beigaben und – wie es

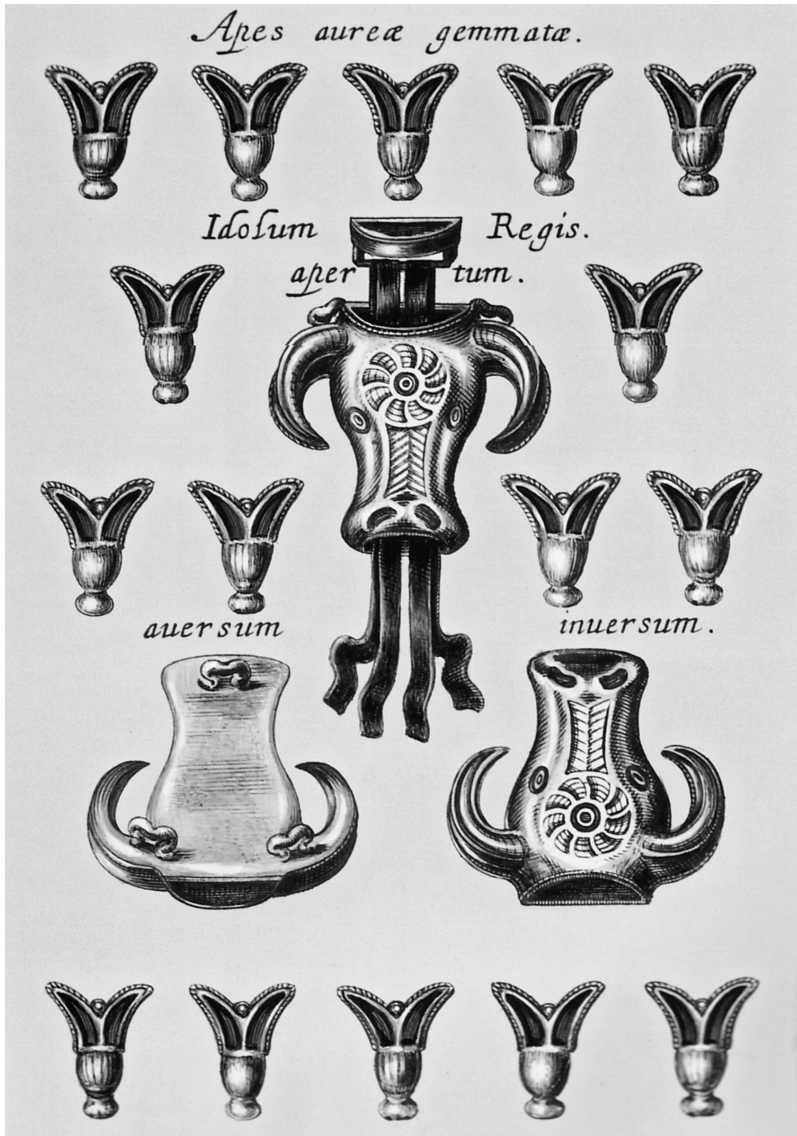


Abb. 2: Goldene Bienen oder Zikaden und goldene Stierköpfe, beide wohl mit Almandinen besetzt, als Teile des Pferdehalters aus dem 1653 bei Tournai entdeckten Childerichgrab des 5. Jahrhunderts. Allein eine der Bienen ist noch erhalten und befindet sich im Louvre zu Paris, der Rest wurde 1831 gestohlen und vermutlich eingeschmolzen. Napoleon hat, als er sich im Jahr 1804 zum Kaiser krönen ließ, seinen Krönungsornat mit Bienen schmücken lassen, um den weiten Bogen vom ersten Kaiser der Franzosen zum ersten König der Franzosen zu schlagen, als der ihm Childerich galt.

scheint – gemeinsam mit einer Frau; am Fuß des Hügels befanden sich drei Gruben mit mindestens 21 weiteren Pferden. Dieser König hielt mit einer ganzen Pferdeherde Einzug ins Jenseits, wo immer es lag. Stierkult freilich, wie angeblich von der Sage nahegelegt, ist durch nichts bezeugt. Wohl aber verfügte der Tote zur Wegzehr über einen stattlichen Schatz von 200 Silberdenaren und über 100 Goldsolidi; sie erlauben, einen Foederatenvertrag mit den Römern zu erschließen. Hier liegt die Quelle des merowingischen Aufstiegs. Childerichs mit Kreuzen übersäte goldene Prunkfibel könnte, wie auch andere Indizien wahrscheinlich machen, auf eine religiöse Mischkultur hinweisen, in der das Christentum am Königshof bereits zu wirken begonnen hatte und Chlodwigs Taufe schon irgendwie vorbereitet worden sein könnte<sup>13</sup>.

Die Merowinger nutzten die Reste der römischen Militär- und Zivilverwaltung als Herrschaftsgrundlage; dazu trat der römische und fränkische Momente vereinende Königsbann, die Berechtigung nämlich, bei Strafe gebieten und verbieten zu können. Ihre Macht stützte sich auf den Königsschatz, der nicht zuletzt aus römischen Subsidienzahlungen gebildet worden war, und sich durch Eroberungen ergänzte. Diese Barbarenkönige vermochten sich die herrenlosen Domänen und Latifundien anzueignen, wie überhaupt alles herrenlose Land in den eroberten Gebieten grundsätzlich an sie fiel, sie mochten es selbst nutzen oder ihren Getreuen übergeben. Herrschaftszeichen wie der Thron oder die Schaustellung goldener Prunkwaffen und Kleidung machten die Königswürde sichtbar; kostbare Geschenke, üppige Gastmähler oder zwingender Terror, der vom König ausgehen sollte, traten hinzu, insgesamt personale Attitüden mit institutionellem Hintergrund. Die Kirche erwies sich als nützliche Helferin dieses Königtums. Sie vor allem blieb der Hort der Schriftlichkeit, deren allmählicher Rückgang in Begleitung eines herben Quellenverlusts – man schrieb weithin noch auf dem vergänglichen Papyrus – freilich die Epoche insgesamt dennoch im Dunkeln lassen.

Die Antike ging im Reich der Merowinger ebenso wenig plötzlich unter wie bei den Westgoten; sie unterlag Transformationen; sie schrumpfte, zog sich (durch Emigration etwa des senatorialen Adels) von Norden nach Süden zurück und versickerte allmählich im Fluß der Zeiten. Manche Gewohnheiten und Einrichtungen widerstanden ihm länger, bevor sie versanken, andere wie etwa die Bistumsgrenzen südgallischer

Bistümer, in denen sich die spätantike Civitas-Organisation abzeichnet, hielten bis in die Neuzeit. In den Städten ging zwar die handwerkliche Produktion zurück, aber sie endete nicht. Selbst Juristen wirkten noch im fränkischen Südgallien, auch wenn die merowingischen Könige im Unterschied zu ihren gotischen Kollegen, soweit erkennbar, keine planmäßige Pflege des römischen Rechts in ihrem Reich betrieben, diese vielmehr den örtlichen Richtern überließen, und sich jene Juristen an der fränkischen Gesetzgebung schon gar nicht beteiligten. Die «*Lex Salica*», das wichtigste fränkische Rechtsbuch, entstand ohne sie; und von Rechtswissenschaft, wie sie einst die großen Juristen des 2. und 3. Jahrhunderts pflegten, und wie sie in Resten auch unter den Westgoten fortlebte, konnte keine Rede mehr sein. Sie war längst entschlafen und bedurfte der Wiederbelebung des hohen Mittelalters. Es ging mit einem Verlust an Scharfsinnigkeit und methodisch kontrolliertem Denken einher, die erst im Verlauf des Mittelalters wiedergeboren wurden<sup>14</sup>.

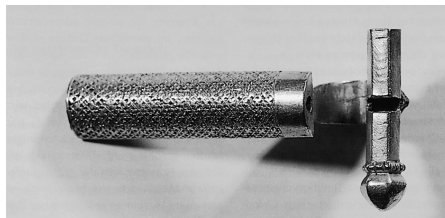
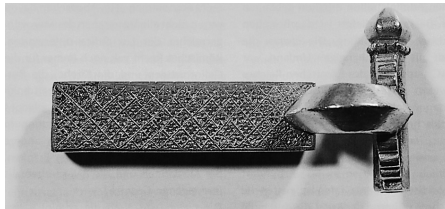
Nach Chlodwigs Tod wurde sein Reich seinem Willen gemäß unter seinen vier Söhnen geteilt, und mit dem Teilungsprinzip wurde den Franken ein Erbe hinterlassen, an dem noch die späten Karolinger im 9. und 10. Jahrhundert zugrunde gehen sollten. Kein anderes der Barbarenreiche sah sich in gleicher Weise den Zufällen königlicher Fruchtbarkeit und Nachkommenschaft ausgeliefert. Keines teilte die Königsherrschaft;

*Abb. 3: Kopie der goldenen Fibel aus dem Childerichgrab.*

*Das Original wurde vor dem Diebstahl kopiert und befindet sich heute im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck.*

*Der Fundort Tournai gehörte einst zum Habsburgerreich, weshalb der gesamte Schatz zunächst nach Wien gelangte. Als er später an Frankreich übergeben wurde, entstand die Kopie der Fibel.*

*Ihr Typus entspricht einer oströmischen Beamtenfibel und dürfte aus Konstantinopel an den fränkischen Königshof gelangt sein.*



in jedem gefährdeten Thronkämpfe die Königsmacht, ja, höhlten dieselbe in der Frühzeit vielleicht noch stärker aus als jene fränkischen Teilungen. Stabile fränkische Teilreiche entstanden indessen nicht, auch wenn gewisse Traditionen immer wieder zu analogen Grenzziehungen führten. Zumal Neustrien mit der Ile-de-France im Zentrum, Ausrrien, dessen Schwergewicht in der Region zwischen Maas und Rhein lag, und wo die Karolinger zu Hause waren, sowie Burgund, dessen Namen an das in den Stürmen des Hunneneinfalls untergegangene Volk erinnert, und das sich um Lyon organisierte, traten dabei hervor. Die Sprachgrenzen mochten eine gewisse, doch keinesfalls eine herausragende Rolle gespielt haben.

Erneuerung freilich war von diesen instabilen Frankenreichen noch nicht zu erwarten. Sie zehrten von den Hinterlassenschaften der Römer. Dem flüchtigen Blick mag es eher erscheinen, als habe Ostrom, das frühe Byzanz, solche Erneuerung betrieben. Dort regierte zur Zeit des Boethius der Kaiser Justinian. Er verfolgte eine weit ausgreifende Restaurationspolitik. Der Kaiser sandte seine Heere aus, um die westlichen Provinzen zurückzuerobern, die schon an Barbarenkönige verloren schienen: Afrika mit Karthago, wo gegen die Wandalen, die spanische Mittelmeerküste mit Cartagena, wo gegen Westgoten und separatistische Kräfte zu kämpfen war, und vor allem Italien mit Rom, wo die Ostgoten sich erbittert zur Wehr setzten. Belisar und Narses hießen die kaiserlichen Feldherren, denen Justinian das Werk nacheinander übertrug, ein altgedienter General der eine, Eunuche der andere, und die in der Tat noch einmal, wenn auch regional für unterschiedlich lange Zeit, die (ost-)römische Herrschaft wiederherstellen konnten. Doch überforderten die Kriege Land und Leute. Der ganz auf Konstantinopel ausgerichtete Zentralismus von Herrschaft und Wirtschaft schnürte die Entfaltungsmöglichkeiten der wiedergewonnenen Provinzen ein und schwächte deren Leistungs- und Widerstandskraft; er beschleunigte tatsächlich den endgültigen Niedergang und Zerfall des antiken Imperiums.

Alle Kultur sah sich im Reich Justinians und seiner Nachfolger auf die Hauptstadt Konstantinopel konzentriert. Die berühmte Akademie in Athen, die Gründung Platons und Lehrstätte des Aristoteles, wurde als Brutstätte philosophischen Heidentums geschlossen. Immerhin ver-

dankte die Sammlung des Römischen Rechts, das «Corpus Juris Justiniani» mit «Codex», «Digesten» und «Novellen», diesem Kaiser seine Existenz (529). Beides gewann für die Wissenskultur des Mittelalters nachhaltige Bedeutung. Im Osten sollte die Wissenschaft ohne den Stimulus der Akademie und der Vielfalt der Schulen stagnieren und nichts grundlegend Neues mehr hervorbringen, im Westen hingegen wird sich an die verspätete Rezeption des Justinianischen «Corpus» seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert, die tatsächlich einer Wiederentdeckung der «Digesten» gleichkam, der abendländische universitäre Wissenschaftsbetrieb entzünden.

Byzanz sah sich von außen eingeengt. Asiens Steppen entließen nach dem Hunnensturm des 5. Jahrhunderts immer aufs neue ihre Völkerscharen, die Ostrom und den lateinischen Westen bedrohten; von Süden her drangen die vom Islam beflügelten Araber vor, deren Expansion nach Norden und Westen nur schwacher Widerstand entgegenschlug; das Imperium mußte herbe Landverluste hinnehmen, die nur zum geringsten Teil wieder rückgängig gemacht werden konnten. Ein Jahrhundert nach Justinian waren, von wenigen Küstenstreifen abgesehen, die fruchtbarsten Regionen Italiens dauerhaft verloren, waren die reichen Provinzen Syriens und Afrikas – noch zu des hl. Augustinus Zeiten eine überquellende Korn- und Ölkammer des Imperiums – für immer an die Muslime, waren weite Teile der Donauländer an Slawen, Awaren, Petschenegen, Bulgaren gefallen, regierten auch in Spanien und Gallien von Byzanz unbehelligt Barbarenkönige. Die Folgen dieses Umbruchs spürt noch die Gegenwart.

In der Tat, nicht einmal zwei Jahrzehnte währte die von Justinian erneuerte Römerherrschaft, als die Langobarden von Pannonien aus unter ihrem großen König Alboin nach Italien einfielen und dort ein eigenes Königreich mit der Hauptstadt Pavia errichteten (568). Das von den Gotenkriegen ausgelaugte Land vermochte ihnen keinen Widerstand entgegenzusetzen. Die Po-Ebene, Spoleto und Benevent eroberten sie rasch. Allein die Küstenregionen um Genua, Venetien, Neapel und Amalfi konnten sich nicht zuletzt dank ihrer Flotten gegen diese seefernen Eroberer behaupten, offiziell dem Kaiser untertan, tatsächlich aber mehr oder weniger selbständig. Damals begann der Aufstieg Venedigs. Nur eine schmale und ganz ungesicherte Landbrücke verband



*Abb. 4: Agilulfplatte, benannt nach dem mit Inschrift genannten Langobardenkönig. Sie zeigt den König barhäuptig mit langem Haupthaar und Bart, thronend und bekleidet mit dem Königsmantel, waffentragende Trabanten, geflügelte Genien, die Tafeln mit der Aufschrift VICTORIA, gabenbringende Herzöge zu jeder Seite. Es handelt sich um die vergoldete Stirnplatte eines Lamellenhelms aus Val di Nievole (Lucca), die vermutlich als Ehrengabe geschenkt wurde.*

Ravenna, wo als Vertreter des Kaisers der Exarch residierte, mit Rom, das sich zäh gegen jeden Eroberungsversuch wehrte und zuletzt die Franken ins Land rief, um sich der immer drückender werdenden Langobardengefahr zu erwehren. In byzantinisch-griechischer Hand blieben auch die südlichsten Provinzen des «Stiefels», Apulien und Kalabrien sowie – bis zur Eroberung durch die Araber im 9. Jahrhundert – Sizilien. Die Abwehr organisierten die regionalen Kräfte, in Ravenna der Exarch, in Rom und Neapel der Bischof. Damals zuerst bewährte sich der Papst als politisches Haupt der Ewigen Stadt. Von Konstantinopel indessen war je länger desto seltener Hilfe zu erwarten. Dort mußten sich die Kaiser näherliegenden Gefahren durch Araber, Awaren und Bulgaren erwehren.

Die Langobarden entpuppten sich, ähnlich wie einst die Wandalen, als ein begabtes Eroberervolk, das die Kräfte des Landes zu nutzen und rasch zu lernen verstand. Aber sie waren untereinander uneinig. Schon Alboins Ende zeugte davon; er wurde ermordet. In den großen Städten der Lombardei, in Mailand etwa oder in Turin, etablierten sich Herzöge. Der König residierte in Pavia; er konnte indessen keine straffe Herrschaft durchsetzen. Zumal die Herzöge von Spoleto und Benevent wahrten eine weitreichende Selbständigkeit. Die Einwanderer zählten freilich zu

wenige Köpfe, um die alte Reichsbevölkerung verdrängen zu können. So hat man mit dem Fortleben der spätantiken städtischen Oberschicht, auch mancher Sozial- und Organisationsstrukturen und nicht zuletzt mit einer eingeschränkten Literalität und Rechtskenntnis zu rechnen. Antike Bildung scheint jedenfalls zu keiner Zeit im langobardischen Königreich, erst recht nicht in der Romagna vollständig erloschen zu sein; die einheimische Kultur wirkte fort und verschmolz mit den langobardischen Eigenkräften – kein unbedeutender Strang von Kontinuität aus der Spätantike in das Mittelalter. Die Karolingerzeit vermochte davon zu zehren, und der intellektuelle Aufbruch des 11. und 12. Jahrhunderts, wie er sich etwa in der damals entstehenden Jurisprudenz oder im gleichzeitigen, für die europäische Rechtsentwicklung höchst bedeutsamen Notariatswesen manifestierte, dürfte eine seiner Voraussetzungen in diesen Kontinuitätslinien gefunden haben.

Die Antike also schrumpfte und schwand in einem langgestreckten ungleichmäßigen Transformationsprozeß. Spanien, Gallien (das bis zum Rhein reichte), Nord-, Mittel- und Süditalien oder auch Sizilien traten als eigenständige und eigenwillige Erben hervor. Am längsten überdauerten die erneuerte römisch-byzantinische Herrschaft und ihre Nachwirkungen in Spanien und im Reich der Westgoten, von dessen Wirkung noch Karl der Große profitierte, auch in der Lombardei und in Süditalien, das erst im 11. Jahrhundert endgültig an die Normannen verloren ging. In Ravenna und Rom hielt sich das Exarchen-Regiment, bis es in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts durch Langobarden, Franken und Papsttum abgelöst wurde. Dieses ungleichzeitige Zusammenschrumpfen des westlich-lateinischen Europa erzeugte eigentümliche Spannungen, deren Folgen sich gleichfalls bis in die Neuzeit auswirkten. In seinen Grenzen entfalteten sich jene Wissenskultur, jene konkurrierenden Interessen und Kräfte, die zum Sammeln, zum Weiterdenken des Überlieferten, zum Forschen anleiteten und solches verlangten.

Doch hinterließ das Schwindende gleich abgeschmolzenen Gletschern allenthalben seine Spuren, die sich noch auf Jahrhunderte, vielleicht bis heute als Kulturgrenze an Rhein, Donau und Südengland abzeichneten. Es scheint, als sei hier, bei einer kontinuierlich gegenwärtigen Reichsbevölkerung, trotz aller Herrschaftsumbrüche und Barbarisierung eine gewisse, unterschwellige «Romorientierung» nie ganz erloschen, ein

dunkles Wissen, vielleicht ein Ahnen nur, daß dort, jenseits der Alpen, das geistige und kulturelle Zentrum lag, dem man sich selbst verbunden wußte. Jenseits dieser Linie lebten nach antiker Auffassung «Barbaren». Sie mußten sich aufgrund ihrer bisherigen materiellen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung mit einem wesentlich niedrigeren Kulturniveau bescheiden, mit wenig Eisengerät, ohne Städte, ohne feste Straßen, mit beschränkter Kommunikation, einer bloß mündlichen Kultur ohne Schrift – die selten geritzten Runen waren für lange Zeit magischen Formeln und bloßen Namen vorbehalten –, ohne Wissenschaft, ohne dauerhafte historische Überlieferung. Die kleinräumigen Sozialverbände entsprachen noch mehr oder weniger den Bedingungen einer Face-to-Face-Gesellschaft; ihre religiösen Kulte sind kaum bekannt. Was der ältere Plinius oder der «Germania»-Autor Tacitus erwähnt hatten, ist bereits im 4., 5. und 6. Jahrhundert bei den Franken oder anderen germanischsprachigen Völkern nicht mehr zu greifen. Von ihren alten Kulturen hat sich kaum etwas in das Zeitalter der Schrift hinübergerettet. Erst im 10. und 11. Jahrhundert fand wortreicher als früher in Runen gehauenes Heldenlob den Weg auf Gedenksteine – frühes Zeichen einer allmählichen Akkulturation an die Hochzivilisation des Mittelmeerraumes. Die «Edda» entstand erst im 13. Jahrhundert und bietet wohl soviel heidnische wie christliche, soviel gelehrte wie volkstümliche Reminiscenzen<sup>15</sup>. Es ist methodisch unzulässig, von ihr aus den Bogen um ein Jahrtausend zurück in die sog. Völkerwanderungszeit, die aus den ange deuteten Gründen besser «Völkerentstehungszeit» genannt würde, oder gar zurück zu Tacitus zu schlagen und deren Verhältnisse aus eddischen Motiven zu konstruieren, wie es der gelehrte Märchenerzähler Jacob Grimm getan hat. So herrschten im Norden und Süden, im Osten und Westen des hier zu betrachtenden Abendlandes höchst unterschiedliche Startbedingungen für den Einzug oder die Wiederbelebung einer literaten Hochkultur. Je weiter die Regionen von der Hochzivilisation des Mittelmeeres entfernt lagen, desto deutlicher zeigten sich Verwerfungen und Hemmnisse, desto verzögerter und schwächer erfolgte die Angleichung. Allein bei den Iren lagen die Dinge anders; der Wiedergeburt abendländischer Wissenschaft sollte es zugute kommen, obgleich bei ihnen die Werke des Boethius keine Rolle spielten.